

gut deutsch. An ihm selbst ist nicht ein Stäubchen fremdländischen Wesens. Sein Vater tut ihn in die Lehre zu Meister Wohlgemut, einem kantigen, doch technisch fertigen Maler, der sein Geschäft versteht. Dann wandert er. Er ist in Kolmar; aber er findet hier den Meister Schongauer, bei dem er lernen will, schon tot. So pilgerte er dann durch Tirol ins Welschland. Nach seiner Heimkehr heiratet er in Nürnberg die Agnes Frey. Was über sein Vaterland dahinbraust, regt auch in seiner Seele ein Stürmen. „Und hilfst mir Gott“, schreibt er einmal an Spalatin, „daß ich zu Doktor Martinus Luther kumm, so will ich ihn mit Fleiß kuntersetzen und in Kupfer stechen, zu einer langen Gedächtnuß des christlichen Manns, der mir aus großen Ängsten geholfen hat. Und ich bitt Gner Wirden, wo Doktor Martinus etwas Neues macht, das teutsch ist, wollt mirs um mein Geld zusenden.“ Als er 1521 zur Pfingstzeit in Antwerpen ein Gerücht, Luther sei gestorben, vernimmt, tönt seine Verehrung für den tapferen Gottesmann wie eine brausende Todesklage verzweiflungsvoll empor. Und doch hat sich Dürer nicht von der alten Kirche gelöst.

Im Schatten bürgerlicher Straßenenge geht sein Fuß allezeit dahin. Nur zweimal, als er nach Venedig und dann später nach den Niederlanden zieht, fallen die Sonnenstrahlen auf seinen Weg. In Welschland ruft er: „Ich bin ein Gentiluomo worden!“ und auf einer Rötelstizze kann er später vermerken, daß sie der große Raffael ihm huldigend zugeeignet hat. Quinten Massys, Joachim de Patenier, Bernhard van Orley, Lukas van Leyden und die anderen Meister der niederländischen Malerei begrüßen ihn mit Ehren, und die Künstlerschaft in Antwerpen, Brügge, Brüssel und Gent feiert ihn mit Festen, daß er in sein Tagebuch schreibt: „Do ich zu Tisch geführt ward, do stund das Volk auf beeden Seuten, als führet man einen großen Herren.“ Daheim ist er doch wieder „ein Schmarozer“ — und ob ihn gleich seine Mitbürger schätzten und ihn sein vertrautester Freund Pirckheimer, der Lebenskünstler, in die geistreichen und losen Konviven der Humanisten hineinzog, er bleibt zeitlebens — wie er sich selbst einmal nennt — „an poltrone di pittore“. Auf den Märkten vertreibt er zusammen mit seiner Frau seine Ware, aber Reichtümer kann ihm alle seine Kunst nicht schaffen. „Ich hab mir selbs ein grau Haar gefunden“, schreibt er an Pirckheimer, „das ist mir vor lauter Armut gewachsen, und daß ich mich also plag.“ Mit Jakob Heller muß er um den Preis eines Bildes schwachern — und wie war doch das Feilschen seiner vornehmen Seele zuwider! „Ich glaub auch“, so bricht er den Brief ab, „es mag vielleicht etlichen Kunstreichen nit gefallen, die eine Vauentafel dafür nähmen. Dornach frag ich nit, mein Lob begehrt ich allein unter den Verständigen zu haben. . . Und so Ihr die Tafel sächt und Euch nit gesiel, will ich sie selbstn behalten.“ Bei seinem Tode erklingt auch in